Die Brooklyner Plage.

Wie die Erfindung des John Ritsch, Esq., sich bewährte, und wie sie sich nicht bewährte. — Die unvermeidliche Mrs. Meyer.

Mister Editer!

Es hot jo aach bei Ihne drein gestanne, nämlich vun wege die Moskitters in Long Eiland un espeschelli in Brooklyn. In die annere Papiere hot es aach gestanne. Trotzdem is es awwer die Wahrheit.

Des heißt, of course, wenn e Brooklyner nach Neu York kimmt, der leugent es un sagt, es wär nit wahr un e Lei un e Lüg, un biseits, des wär Alles pjure Imatschinäschen un Inventschen, indem mer in Brooklyn gar nit wüßt, wie e Moskitter ausguckt. Manche Brooklyner sein sogar so innozent in Rigard zu dem Subschekt, daß sie sage, sie thäte nit wisse, wie Moskitter gespellt werd.

Awwer gewwe thut sie es doch. Un zwar plenty dervo. Es ist wie eine tischiptsche Landplage, blos, daß es Moskitters instatt vun die heuschreckliche Gräßhoppers sein.

Jeder Brooklyner kann Modell sitze for e Pictscher vun dem „Tättuwirte Mann". Of course, mer kann sich dergege schütze bei wie e Ottomobeil ze schmelle oder sonstige übelriechende Parfjums, wo mer druff macht, nachdem daß mer de Biß weg hott. Blos is es noch mehr onplessent, die Sache ze juhse, wie sich beiße ze losse.

Trotzdem thut mer's nit gleiche. Es is nit wie mit die Reits in die Shows in Coney Eiländ, wo es heißt „Everrrrry body leiks it, everrrrry body täkts e Rrrrrreit." Sonnen im Gegetheil.

Jetz for Instenz, mer macht nach'm Dinner, wenn mer des bei Aetzident derheim genomme hot, en Näp, oder wie mer bei Uns segt, e Nozzerche.

Dann gebt's los! (Nämlich des Mädche thut immer die Skriens enuffschiebe, wann sie ausgucht, ob ihr Tschentelmän Frent kimmt.)

Erscht fange die Fliege an un kitzle Einen an der Nas, am Kopp, ergend wo. Dann kimmt e musikalischer Moskitter. Der is all right. Der beißt wenigstens nit mitaus Warnung. Dann kimmt en anonymer Biß vun eme schweigsame Moskitter. Dann (mit Respekt ze sage) kratzt mer sich, dann thut's noch weher, dann flucht mer wie e Törk, dann tschumpt mer uff un bringt sich in die Hitz, dann körst mer widder e Bißle, dann macht mer sich aus eme Nuhspäper e Fliegeklapp un schlägt sie todt — des heißt, mer trifft sie nit, weil sie dervofliege — un dann setzt mer (oder legt) sich wieder hin un probirt es mit christian Seienz, indem daß mer sich selber glaabe macht, es thät üwwerhaupt kei Moskitters gewwe. un Schmerze vun Moskitterbeits thät's erst recht nit gewwe. Awwer des helft aach nix.

Jetz, of course, wann eme Mann sei Alti in Town is, da kann er es an die bläme, un des beruhigt en dann e Bißle. Awwer gege e Sörwäntgörl, da derf mer doch nit grob wern. Des heißt, mer derf schun, awwer mer traut sich nit. Awwer e Gräswittower, der kann gar nix thun in so ener Situäschen.

Des heißt, mer kann doch, wenn mer die Gab vun Inventschen hot.

Also gestern Mittag war Ich derheim un hen die obige Expirienzes alle dorchgemacht. Da hen Ich e Inventschen gemacht. Ich hen Mir nämlich en Boge sticking Fliegepapier üwwer de Kopp gelegt. Mister Editer, die Satisfäktschen, wenn Ich uff Meim Kopp durch so e gewisses Gesumm gemerkt hen, daß sich e Flieg festgesetzt hot, die war allemol en Doller werth.

Sssst! Aha! Wieder Eene. Stsstst! Aha, des is e Moskitter! Brrrst! Aha, des is e Horsflei.

Mister Editer, Ich hen an Meiner Nas un an Meine Backe un an Meim Kinn sechs große Moskitter-Beits ruhig un ohne Zucke ausgehalte, mitaus ze muckse, blos damit Ich kee Flieg, wo im Begriff gewese sein könnt, uff Meim Kopp gefange ze wern, verscheuche thät.

Dann hen Ich Mei Pätent impruvt bei Mir an de Bossom vun Meim Silkschört aach en große Boge Fleipäper mit Pins festzemache. Dann sein Ich eigeschlafe.

Uff emol hör Ich die Bell ringe un die Hausthür opne un Ich hör Steps un Ich steh uff, un entgege tritt Mir die Misses Meyer an der Eck. Grad, wie sie uff Mich zutritt, fällt Mei stickischer Kopfschutz nach vorne erunner, die Misses Meyer an der Eck steppt druff, will sich frei mache, stompelt un stompelt in Mei Arm, un da war sie festgepappt, un in dem Augeblick hör Ich unne des Mädche sage: „Oh, Misses Ritsch, so e pläsenter Schurpreis.

Der Drugstoremann hot Mich nit getschietet. Wie die Altie in des Zimmer getrete is, da war es der Misses Meyer un Mir immer noch nit ganz gelunge, Uns vun enanner los ze reiße.

Täbeldott!

Ihne des Nämliche wünschend,
Mit Rigards
Yours
John Ritsch, Esq.

Wie die Sach ausgeht, weeß Ich noch nit. Wahrscheints mit eme neie Silkdreß un eme Deimondring for die Altie.

D. O. Esq.

Die antiken Schiffe im Nemi-See.

Auf Wunsch des Königs Victor Emanuel werden die Versuche zur Hebung der beiden berühmten kaiserlichen Galeeren, die fast 2000 Jahre im Grunde des Nemi-Sees ruhen, wieder aufgenommen. Am 4. Juli begaben sich 40 Geniesoldaten, darunter eine Anzahl Pontiere, mit dem Luftschiffermaterial nach Genzano. Der Ballon wurde nach seiner Füllung zum Ufer des Sees hinabgebracht und gefesselt. Die schwierige Arbeit dauerte lange, und aus der Umgegend war eine riesige Menge Menschen herbeigeeilt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Der Ballon wird zu photographischen Aufnahmen dienen, um die Hervorragungen und die Lage der Schiffe festzustellen. Im Jahre 1895 nahm das Personal der königlichen Marine Untersuchungen vor, wobei Kunstwerke aus Marmor und Bronze zu Tage gefördert wurden, die einen Begriff von dem Reichthum der schwimmenden Paläste gaben. Seitdem waren die Arbeiten eingestellt. Mit Hülfe von Tauchern konnte man damals schon die Größenverhältnisse und die Lage der Galeeren ermitteln. Das eine der Schiffe liegt ungefähr 20 Meter vom Ufer und ist bei 20 Meter Breite 64 Meter lang. Das Hintertheil ist 5 Meter, das Vordertheil 12 Meter tief in den Grund gedrungen. Die andere Galeere ist 71 Meter lang, 24 Meter breit und befindet sich an 50 Meter vom Ufer. Sie liegt freier als die erstere; ihr hinterer Theil ist bis etwa zur Mitte sichtbar, worauf der vordere Theil versinkt und verschwindet. Früher hielt man die Schiffe stets für einfache Brückenschiffe (Pontons), doch konnte man sich bei den Nachforschungen von 1895 überzeugen, daß sich unter der Brücke ein vollständiges Gemach mit Mosaikfußboden und prächtigem Schmuck befindet. Die gemalten Decken tragen an den Balken Verzierungen aus bearbeiteter Bronze, wie sie in den reichen Häusern jener Zeit üblich waren. Ein Röhrensystem diente zur Entfernung des in den Kielraum eindringenden Wassers. Zu den Hebungsarbeiten wird elektrische Kraft verwandt; zu dem Zwecke sind in der Ebene unterhalb Ariccia Motoren errichtet, die durch einen 90 Meter hohen Wasserfall betrieben werden, der durch eine Leitung aus dem See von Nemi selbst gespeist wird.

Reisen in alter Zeit.

Wir lesen in der „Wiener Abendpost": Heute fährt man bei uns im Luxuszug und im Orient-Expreß, und ist doch noch immer nicht mit der gebotenen, tagsüber zusammenklappbaren Schlafwagen-Bequemlichkeit zufrieden, denn die Pullman-Waggons, die auf den Geleisen der amerikanischen Pacific-Bahn dahinrollen zwischen New York und San Francisco, haben noch ganz anderen Komfort aufzuweisen. Da ist es denn vielleicht nicht unangebracht, einiges vom Reisen in der „guten alten Zeit" zu erzählen. Der Professor an der Universität in Montpelier, L. G. Pelissier, gibt in der „Revue des etudes historiques" Nachricht von einer Reise in Frankreich im Jahre 1658. Zettelanschlag und kleine vertheilte Blättchen unterrichteten das Reisepublikum über das Ziel und den Weg, den Tag und die Stunde der Abfahrt über die Posten, Halt- und Ruhestellen und die Logierhäuser unterwegs. Reise-Unternehmungen gab es schon damals. Man konnte im gemeinen Stellwagen oder in der vornehmen Karosse fahren. Die Land- und die Wasserfuhre boten angenehme Abwechslung. Für kürzere Touren wurde eine Karriole, eine von Maulthieren getragene Sänfte oder ein Pferd gemiethet. Die „Wassertutsche" hatte Segel und wurde von Schleppferden stromaufwärts gezogen. Die Schnelligkeit der Beförderung war durchschnittlich elf Meilen im Tag. Von Marseille nach Paris brauchte man im Jahre 1650: 359 Stunden, 1872: 184, 1804: 112, 1834: 80. Heute genügen 12 Stunden. Die Gasthöfe waren gewöhnlich recht schlecht. Die Preise der Fahrt variirten sehr. Für 25 Livrees konnte man schon in erträglicher Art von Lyon nach Paris gelangen. Aber die Zuschläge blieben nicht aus. Das Gepäck wurde besonders und zu sehr hohem Preise berechnet: 2 Franken 6 Demiers das Pfund. Die unbeschädigte Beförderung war gewährleistet. Nach der Ankunft ging es gewöhnlich nicht unter einem halben Tage ab, bis man seine Sachen zurückerhielt. Die Reisen zu Wasser wurden gewöhnlich von hundert und mehr Personen gemeinsam unternommen und boten mancherlei Lustbarkeit und Ergötzen. In Montereau stieg Wache mit gezogenem Degen, die Muskete in der Faust in's Fahrzeug, weil die Gegend unsicher war. Noch übler berüchtigt war der Wald von Fontainebleau; der Kurier wurde oft ausgeraubt und dann um einen Kopf verkürzt...

Gewagtes Spiel.

Eine Episode aus der Schreckenszeit von Felix Lilla.

„Schachmatt!"

Die ringsum herrschende Spannung war gelöst und man hörte ein Gemurmel verschiedener Stimmen.

„Seh' einer! Der Bürger Robespierre scheint im Schachspiel nicht so viel Glück zu haben, wie in anderen wichtigeren Dingen."

„Wer ist aber der . . . der Grünschnabel, der ihn zweimal geschlagen hat? Man hat ihn doch früher noch niemals spielen sehen."

Der erstre Sprecher zuckte mit den Achseln, gab aber keine Antwort. Wer hätte auch an einem Fremdling Interesse nehmen können, jetzt, wo jeder Tag große Lücken in die Reihe der Freunde und Bekannten riß? Uebrigens nahm auch Robespierre schon wieder das Wort.

„Nun gut," sagte er, „wir wollen eine neue Partie anfangen: Es ist lange her, daß ich einen so geschickten Gegner gefunden habe."

Der ihm gegenübersitzende dunkle, schlanke Jüngling warf einen Blick nach der Wanduhr und schüttelte dann den Kopf.

„Allons! Das werden Sie doch mir nicht abschlagen!"

Der besondere Nachdruck auf dem Worte „mir" und ein gewisser Machtanspruch in dem ruhigen Tone des andern veranlaßte den jungen Mann nachzugeben, man erkannte an ihm aber deutlich eine seltsame Aufregung.

„Hier, mein Spieleinsatz!"

Klirrend rollte eine Anzahl glänzender Goldstücke aus der Hand des Diktators auf die marmorne Tischplatte.

„Nein, nein, ich will den Bürger Robespierre auf keinen Fall dieses Geldes berauben!" rief der junge Fremdling übermüthig aus, was seinen Gegner zur Hälfte belustigte und zur Hälfte ärgerte. „Sollte ich aber auch diese Partie gewinnen, so könnten Sie mir die Ehre erweisen, mir Ihr Autograph zu schenken. Um diesen Einsatz bin ich bereit, noch ein Spiel zu wagen!"

„Meinetwegen!" antwortete Robespierre zerstreut.

Er hatte den vorigen hohen Einsatz nur angeboten, um seinen widerwilligen Mitspieler zu reizen, dessen vermessene Sicherheit ihn etwas beleidigte. In den politischen Stürmen der letzten Jahre war seine Gleichgültigkeit zwar sprichwörtlich geworden, als Schachspieler aber hatte er seine kleinen Schwächen, und darin zu unterliegen, liebte er ebensowenig wie alle anderen Menschen.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, das Cafe de la Regence aber war noch voller Gäste. Vielleicht empfanden die Leute allgemein, daß sie doch kaum würden schlafen können, denn die Zahl der Personen, die heute aus den Gefängnissen den Armesünderkarren und von diesem der Guillotine überliefert worden waren, war größer als je gewesen, und solche Schreckensszenen konnten ja leicht ein Alpdrücken zur Folge haben. Jedenfalls genossen sie eine wohlthuende Empfindung von Sicherheit in diesem in Marmor und reicher Vergoldung prangenden Kaffehause, wo niemand mit wichtigeren Dingen beschäftigt war, als mit dem Ausgange einer kunstgerecht geführten Schachpartie.

Selbst der Diktotar schien keinen anderen Gedanken zu haben, und als der erste bleiche Tagesschimmer durch die Gardinen hereinschlich, fand er ihn noch immer über das Schachbrett gebeugt — über den kleinen Wettkampf, der hier ausgefochten wurde, war alles andere vergessen.

„Der junge Bursche spielt, als ob sich's um ein ganzes Vermögen handelte," bemerkte einer der Zuschauer.

Seine Augen waren matt und blutgefleckt von dem unablässigen Starren auf das Brett mit den weißen und schwarzen Feldern, denn er wandte den Blick nie davon ab, außer um von Zeit zu Zeit nach der Wanduhr zu sehen. Zwei — drei Uhr! Bald mußten die Wagen mit den unglücklichen Verurtheilten hier wieder durch die Straße rollen.

Plötzlich ertönte draußen auf dem Platze des Palais Royal Lärm und wüstes Geschrei. Es ergab sich jedoch, daß dem nur ein ganz gewöhnlicher Vorfall zu Grunde lag: nur eine Rotte betrunkener Patrioten, die mit dem gellenden Rufe „A bas les Aristocrats" durch die Straßen taumelten. Diese Worte drangen aber auch zu den Ohren Robespierres, und dieser fühlte sich davon recht unangenehm berührt. Er fuhr dabei auf, vielleicht nur, weil der laute Ausruf ihn aus der Zerstreutheit, worin er versunken war, aufrüttelte, vielleicht auch, weil ihm dadurch eine Ahnung von dem Tage erweckt wurde, wo sich der Ruf zu einem „A bas Robespierre!" verwandeln würde.

Dennoch faßte er sich schon in einigen Minuten wieder, ärgerlich, daß er sich trotz seiner stählernen Nerven doch bald verrathen hätte, und um seinen Verdruß zu verbergen, that er einen hastigen — einen allzu hastigen Zug.

Einige Minuten verflossen in tiefer Stille.

„Schach und matt!" rief dann sein Partner mit heiserer Stimme, und zum dritten Male war der Diktator besiegt.

„Es handelte sich als Siegespreis wohl um ein Autograph, nicht wahr?" fragte er, seine Niederlage mit philosophischer Ruhe hinnehmend.

Das Papier raschelte, als es der junge Mann über den Tisch hinschob. Robespierre warf einen gleichgültigen Blick darauf und zögernd, die Feder in der Hand, musterte er dann sein Gegenüber.

„Was", sagte er, mit dem Blicke, der ihm den Pöbel so oft unterthan gemacht hatte, „was, Sie haben es gewagt, mit mir zu spielen, haben gewagt, mich zu überlisten, hier den Befehl zur Begnadigung dieses verhaßten Aristokraten zu unterzeichnen? — Ein andermal," fügte er höhnisch hinzu, „würde ich an Ihrer Stelle wenigstens kein Bedenken tragen, das betreffende Papier zusammengefaltet vorzulegen. Das wäre sicherer, denn solch ein gewagter Streich könnte im Fall seiner Entdeckung Menschenleben kosten!"

„Ich habe stets gehört, daß der Diktator ein Mann sei, der sein gegebenes Wort hält," lautete die ohne jede Spur von Furcht ertheilte Antwort.

Der ruhige Ton und die Selbstbeherrschung seines Gegners gefielen Robespierre mehr, als es einer wohlgesetzten Vertheidigung oder einer höhnischen Antwort möglich gewesen wäre, und in der nächsten Minute starrte der Sieger erstaunt und unvermögend, sein Glück zu fassen, auf ein nachlässig hingeschriebenes „Robespierre", das von einem verzweifelten, aber gewonnenen Hasardspiel zeugte.

„Meinen Glückwunsch zu Ihrer Geschicklichkeit, Bürger," lautete das Abschiedswort des Diktators.

„— Bürgerin," erscholl es darauf berichtigend, doch mit geflüsterter Stimme.

* * *

Von der Wand in der alten Porträtgallerie schaut noch heute das Bild der bejahrten Stammmutter wie beschützend auf die Nachkommen des Geschlechts.

Aus den dunkeln Augen, die auf ein Bild gegenüber gerichtet zu sein scheinen, blitzt eine Kühnheit und auf den fest geschlossenen Lippen lagert eine Entschlossenheit, die eine Erklärung dafür geben, daß die alte Dame es einst gewagt hat, mit Robespierre um das Leben ihres Gatten eine Schachpartie zu spielen.

Die Sage von den drei Linden.

Eine Berliner Sage frischt die Nationalzeitung auf. An den Heiliggeistkirchhof, auf dessen Boden die Berliner Handelshochschule erstehen soll, knüpft sich eine Altberliner Legende, die Sage von den drei Linden. Kurfürst Johann Georg der Erste, der ein sehr musikliebender Herr war, hatte aus Italien einen berühmten Geiger kommen lassen, dem er die Leitung seiner Kapelle anvertraute. Der Italiener war ein großer Künstler, aber ein finsterer, unwirscher Geselle und ein grimmiger Deutschenhasser. Einsam lebte er mit seiner jungen liebreizenden Tochter und einer alten Haushälterin in einem abgelegenen Häuschen und theilte seine Zeit zwischen seiner Kunst und der Erziehung seiner Tochter. Jeden Verkehr mit der Außenwelt hatte er seinem Kinde streng verboten. Nichtsdestoweniger gelang es einem jungen Berliner Bürger, die Bekanntschaft der schönen Italienerin zu machen und ihre Liebe zu gewinnen. Das heimliche Glück der Liebenden nahm ein jähes Ende, als der mißtrauisch gewordene Musiker eines Tages früher heimkehrte und das Paar überraschte. Obwohl der Berliner in aller Form um die Hand seiner Tochter anhielt, jagte ihn der Italiener doch mit Schimpf und Schande aus dem Hause. Wenige Tage darauf wurde der Italiener auf offener Straße durch einen Dolchstich ermordet. Die graufe That wurde dem beleidigten Liebhaber zugeschrieben. Es meldeten sich alsbald Zeugen, die ihn in der Nähe des Thatortes gesehen haben wollten. Während er im Gefängniß saß, meldete sich ein Mann beim Richter, bekannte sich des Mordes schuldig und erklärte, daß der Verdächtige der That fern stehe. Als auch er verhaftet wurde, kam ein Dritter, der die That auf sich nahm und die beiden anderen für unschuldig erklärte.

Bei der Gegenüberstellung zeigte es sich, daß die drei Verhafteten Brüder waren, jeder nahm die Schuld auf sich, um die andern zu befreien. Der Richter wandte sich an den Kurfürsten und dieser beschloß, in dem schwierigen Falle ein Gottesurtheil entscheiden zu lassen, jeder der drei Brüder sollte auf dem Heiliggeistkirchhof eine junge Linde einpflanzen, jedoch dabei die Krone in die Erde stecken, daß die Wurzeln in die Lüfte emporragen. Wessen Linde trotzdem Blätter tragen würde, der sollte als unschuldig entlassen werden, wessen Baum aber kahl bleiben würde, unnachsichtlich dem Henker verfallen sein. Die Bäume wurden mit großer Feierlichkeit eingepflanzt, die Brüder aber ins Gefängniß zurückgebracht und der Kirchhof dauernd scharf bewacht, um jeden Betrug unmöglich zu machen. Als der Frühling kam, pilgerten die neugierigen Berliner in Schaaren auf den Kirchhof zum Heiligen Geist und siehe da, alle drei Linden trieben Keime und Blätter. Die Brüder wurden daraufhin freigesprochen und vom Kurfürsten unter dem Titel „Herren von der Linden" in den Adelsstand erhoben. Die Linden aber gediehen prächtig und beschatteten bald mit ihren dichten Lauben den ganzen Heiliggeistkirchhof. Erst Ende des 17. Jahrhunderts haben sie und mit ihnen ein Theil des Kirchhofes der Bebauung des Geländes Platz machen müssen. Mit der Heiliggeistkirche schwindet das letzte Erinnerungszeichen an diese Sage.

Auf Dom Pauls Tod.

(Aus dem „Kladderadatsch".)

Er ging dahin, ein müder Mann,
Besiegt, vertrieben und verbannt,
Den niemals doch vergessen kann
Sein unglückselig Heimathland.

Ein Mann aus bäurischem Geschlecht,
Altmodisch war er, denn es hing
Sein Herz an Freiheit und an Recht,
Die mancher heut nur schätzt gering.

Einfach nur war er, fromm und schlicht
Auf ernste Dinge nur bedacht,
Doch fiel auf ihn ein hellres Licht,
Als Majestät gibt, Prunk und Pracht.

Drum einen Kranz bringt heut die Welt
Dem Todten dar, wie selten ihn
Erhalten hat ein alter Held,
Von unvergänglich frischem Grün.

Von solchem Kranze nicht ein Blatt
Wird seinen Feinden je zu theil.
Ob er besiegt auch, müd' und matt
Den Pfad ging, der hinführt zum Heil.

So lind' und leise kam der Tod,
Wie er dem Menschen kommt nicht oft,
Als er die Hand den Müden bot,
Der heimzugehn nur noch gehofft.

Nicht wehren wird's feindliche Hand
Daß ihm gebettet wird zur Ruh
In dem geliebten Heimathland.
„Schlaf süß!" so rufen wir ihm zu.

Ob einst vielleicht ein heller Strahl
In seine stille Kammer dringt
Und aus dem Volke von Transvaal
Ein Jubelruf hinunterklingt?

Im Glücke sei nicht übermüthig, im Unglück nicht verzagt.

* * *

Eine wahrhaft edle Frau schließt den Mann, den sie ins Gebet nehmen sollte, in's Gebet ein.

* * *

Man kann den Geist nicht zu sehr schärfen, ohne zugleich das Herz etwas abzustumpfen.

* * *

Moderne Empfehlung. „Nun, wie geht Dein neu erschienenes Buch?" — „Als ob ich schon zwei Jahre dafür gesessen hätte."

Unter Anwälten.

„Warum halten Sie den Proceß Ihres Klienten für verloren? Haben Sie bereits alle Mittel, welche zu Ihrer Verfügung stehen, erschöpft?"

„Nein, das gerade nicht! Aber ich habe bereits alle Mittel erschöpft, welche er zu seiner Verfügung hat."

Mißverstanden.

Lehrerin: „Vor Allem, Kinder, laßt Euch nie zu einer Pflichtvergessenheit verführen! Wenn z. B. während Ihr gerade in die Schule gehen wollt, ein Mann zu Euch käme und Euch einladen würde, statt in die Schule, mit ihm in einen Candy Store zu gehen, — Du, Ella, was würdest Du in diesem Falle wählen?"

Ella: „Ein Ice Cream Soda!"

Immer unzufrieden.

(Im schlechten Jahr.) „No' Hieselbauer, wie schaut's denn aus mit der heurigen Ernte?"

„O mei', heuer is's schon gar nix! So gut könnt' ma' verkaufen, — aber des bisserl, des wachst, tragt ja nix!"

(Im guten Jahr.) „Dieses Jahr, Hieselbauer, könnt Ihr aber mit der Ernte sehr zufrieden sein, so ein Wachsthum war noch nie da."

„O mei', gnä' Herr! Lassen S' mi' aus! Wenn so viel wachst, kriegst' ja nix dafür!"

Malitiös.

„Halten Sie die Frau Doktor für gescheit?"

„Gewiß! Glauben Sie mir, die braucht einen geradezu eminenten Verstand, um ihre Riesendummheit zu verbergen!"

Zweifelhafte Kunst.

„Ihr Bild gefällt mir; ich werde es kaufen! . . . Sagen Sie, was stellt es eigentlich vor?"

„Einen Sonnenaufgang!

„Gut . . . aber Sie müssen mir Ihr Ehenwort darauf geben!""

Von der Schmiere.

Direktor (zu den zur Probe versammelten Schauspielern): „Von gestern Abend liegen noch 50 Pfennige Spielhonorar in meinem Bureau... der betreffende Renommist möge sie sich abholen!"

Unter Lebemännern.

„Deine Braut, um die Du Dich so lange beworben, soll ja scheußlich reich sein?"

„Gewiß! . . . Habe mir's ausgerechnet; die lange Liebeserklärung, die ich machte, war schon wieder ein Zinsenverlust von 40 Mark!"

Immer derselbe.

Schauspieler: „Wo hast Du denn die letzte Zeit gesteckt? . . . Ich habe Dich jo schon eine Ewigkeit nicht gesehn?!"

Kollege (der zur Waffenübung einberufen war): „Ich habe wieder einmal beim Militär gastiren müssen!"

Fortschritt.

Junge Frau: „Mir brannte früher das Essen immer gleich nach dem Ansetzen an — jetzt meist erst zu Ende der Kochzeit!"

Malitiös.

Dichter: „:Es ist nicht so leicht, ein gutes Lustspiel zu schreiben." — Theaterdirektor: „O doch, wenn man nur fleißig — sucht."

Bei der Probe.

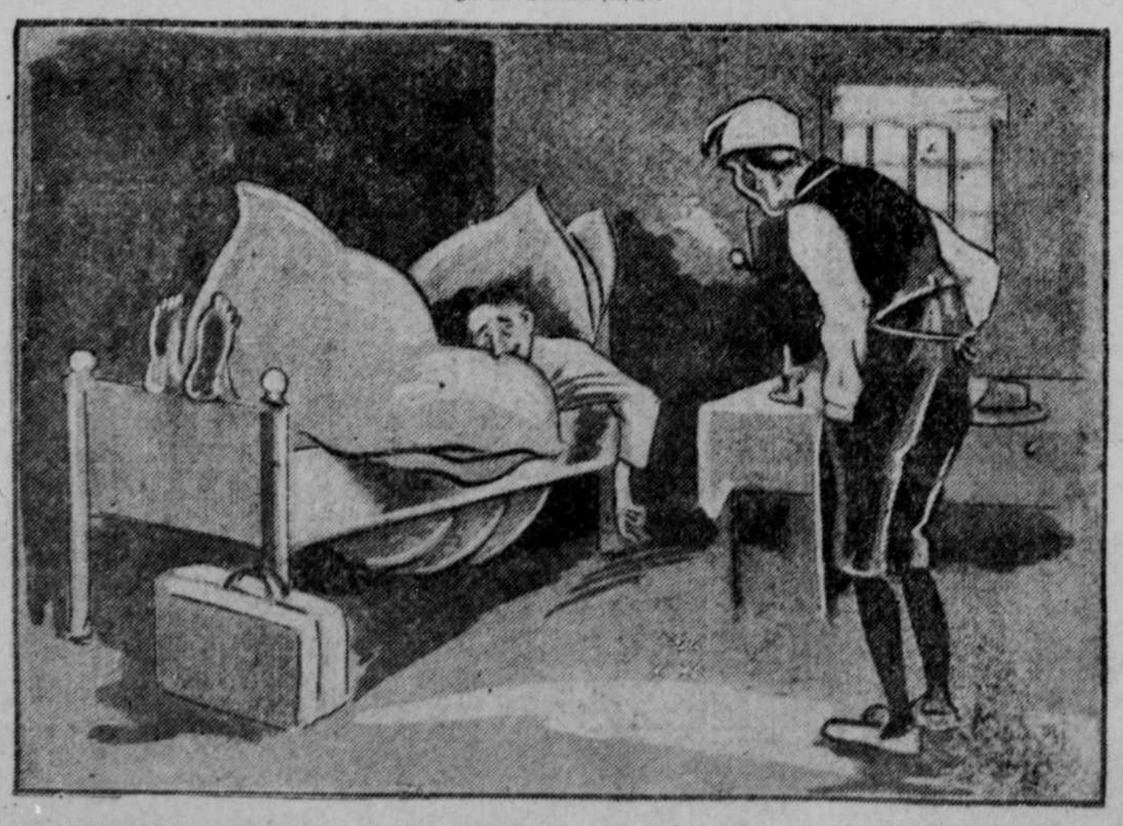
Schmieren-Direktor: „Wie? Sie lächeln beim Sterben?" — Schauspieler: „Gewiß. Bei der Gage, die Sie zahlen, ist der Tod eine wahre Erlösung!"

Ein Märtyrer.

Braut: „Nun sage mir aufrichtig, lieber Schatz, wie findest Du meine Kochkunst?"

Bräutigam: „Liebe Klotilde, wahre Liebe überwindet Alles."

In der Sommerfrische.



„Wissen Se, Herr, dat Bett, wodrin Sie geschlofen haben, dat is jo'n rechtet ollet Familienbett. Da is schon min Großvader und min Urgroßvader und den sin Vader — die sin alle dadrin gestorben."
„Kein Wunder; mich hat's auch beinah' umgebracht!"